

Andersen und niemand anderes

LITERATUR Wohin die Wanderung führt, errät man nicht, und der Schluss ist ein Schock. Die Grundidee von Charles Lewinskys neuem Roman «Andersen» ist so unerhört gut, dass sie verdient, ohne Vorwissen entdeckt zu werden.

Einer erwacht und irgendetwas stimmt nicht. Hat man mich gefasst, fragt er sich? Stecke ich in Dunkelhaft? Eher in «Ekel-Haft» – diese gequälten Schreie und die knatternden Fürze, die er sich im Finsternen anhören muss. Es ist dann doch ganz anders als gedacht. Den Vorsatz «Ich werde immer Andersen bleiben. Andersen und niemand anderes» muss er fallen lassen.

Was folgt, ist eine Kindheit aus zwei grundverschiedenen Perspektiven. Auf der einen Seite berichtet der frühreife, hochintelligente, auf sachliche Art brutale Bub Jonas, auf der anderen Seite sein Vater Arno, ein einfach gestrickter, zartfühlender Computerfachmann, ein Softie, wie man früher sagte.

Ein Mann mit Plan

Wie in doppelter Verpackung steckt in den Erzählungen von Vater und Sohn die Seele eines über 100 Jahre alten Mannes, eines höchst unsympathischen Manipulators – oder besser Dompeters: Denn er versteht Menschen wie Hunde zu dressieren.

Das will er auch mit einem Verwandten tun. Doch dieser erweist sich als mehr: als Seelenverwandter. Erstmals im Leben entwickelt der Manipulator Zuneigung, ja Liebe. Er lässt deshalb die Zügel, die er sich selbst angelegt hat, schleifen – mit ganz grausamen Folgen.

Lewinsky ist ein Meister der Verzögerungstaktik. Immer wieder streut er kleine Irritationen ein, die sich erst viel später deuten lassen. Und obwohl der Protagonist sich dauernd selbst erklärt, lässt die Spannung über fast 400 Seiten keinen Moment nach. Der Mann hat einen genauen Plan, aber man kann ihm noch so brav bei Fuss folgen, wohin die Wanderung führt, errät man



Ein Meister der Verzögerungstaktik: Charles Lewinsky streut in seinem neuen Roman immer wieder kleine Irritationen ein, die sich erst viel später deuten lassen.

Marc Dahinden

nicht. Der Schluss ist dann ein Schock.

Als gewiefter Drehbuchautor («Fascht e Familie», «Fertig Lustig») beherrscht Charles Lewinsky Rollenprosa wie nur wenig andere: Die Sprachen von Arno und Jonas passen den beiden Charakteren wie Massanzüge, als wären sie von verschiedenen Personen geschrieben worden. Man könnte allenfalls bemängeln, dass jeder das pure Gegenteil des anderen ist – das wirkt mitunter etwas schematisch. Dennoch: «Andersen» ist eines jener Bücher, die einen traurig machen, weil man weiss, sie gehen zu Ende. *sfd*

Charles Lewinsky: Andersen. Nagel & Kimche, 400 S.

«Eine Figur ohne Brüche ist aus Plastik»

Mit «Andersen» legt Charles Lewinsky einen unerhört spannenden Roman vor – unerhört auch im Sinne von noch nie gehört. Ein Gespräch.

Der Protagonist im Buch ist ja nicht gerade ein sympathischer Mensch (ausser vielleicht kurz vor Schluss, als er zu lieben beginnt). Die zweite Stimme im Buch, Arno, ist das Gegenteil, ein etwas verzagter Softie. Ist Ihnen diese Figur sympathisch?

Charles Lewinsky: Eine Romanfigur muss dem Autor nicht sympathisch sein; sie muss innerhalb der Geschichte funktionieren. Ich

habe auch schon Bücher geschrieben, in denen mir der Protagonist furchtbar unangenehm war – und beim Schreiben immer unangenehmer wurde. Aber es war seine Geschichte, und so hatte ich das zu ertragen.

Aber hin und wieder entwickeln Sie ja schon Sympathien. Oder täuscht der Eindruck, dass Sie ein Herz für «schwache», gescheiterte Figuren haben? Geron war ja nicht gerade ein Held und die Titi aus «Kastelau» war eine jammernde Nervensäge.

Sehen Sie: Und gerade die Nervensäge Titi habe ich geliebt. Aber

generell: Ungebrochene Helden langweilen beim Schreiben. Eine Figur ohne Brüche ist meistens nur aus Plastik.

Der Hund ist ein Leitmotiv in «Andersen». Haben Sie selber auch Hunde gehabt?

Ich hatte nie einen Hund und verstehe auch wenig von diesen Tieren. Genauso wenig wie ich vom Geigenspielen verstehe. Aber die beiden Motive passten perfekt zu meiner Figur.

Apropos Figur: Sie haben gesagt, der Stoff sei Ihnen zugeflogen. Meinten Sie damit auch diesen Protagonisten mit seiner Bösartigkeit?

Ja. Seltsamerweise war diese Figur mit ihrem ganzen unerfreulichen Charakter von einem Moment auf den andern in meinem Kopf vorhanden – ich weiss nicht, wo er herkam. Aber es war mir sofort klar: Das ist ein Charakter, dessen Geschichte man erzählen muss.

Keiner Ihrer Romane wurde bisher verfilmt.

Für eine Verfilmung von «Melnitz» gab es immer wieder Interessen, aber die Projekte sind stets an den zu hohen Kosten eines Historienfilms gescheitert. Dafür ist mit «Kastelau» etwas im Tun. *Interview: sfd*

Gesang und Drama mit Leib und Seele

ST.GALLEN Gleich zwei Schweizer Bühnen haben am Samstag mit Bellinis «Norma» zur Premiere geladen. Zu erleben war in St. Gallen eine musikalisch grossartige Aufführung.

Norma, die Priesterin der Druiden, die im aufrührerischen Gallien über Krieg und Frieden entscheidet, aber vom römischen Besatzer Pollione zwei Kinder hat, ist eine der vielschichtigsten Gestalten der romantischen Oper – nicht nur der italienischen. Die rituelle Aura des «Casta Diva» steht im Kontrast zur Zerrissenheit der Liebenden und vom Liebesverrat verletzten Frau. Mutterinstinkt und Rachewunsch, Mitgefühl für die Rivalin Adalgisa, Hass und Überwindung werden in Vincenzo Bellinis 1831 in der Scala uraufgeführter «Norma» Musik – in den berühmten «melodie lunghe, lunghe», aber auch dramatischen Ausbrüchen bis hin zum «Guerra»-Ruf.

Man erlebt diesen «Belcanto» in einem souveränen Rollendebüt, das weit über St. Gallen hinaus ausstrahlen dürfte: Bewegend, wie Yolanda Auyanet mit präziser Beweglichkeit für die kleinen No-

ten und vokalem Fluss für die weiten Bögen diese Partie nuanciert und beseelt ausleuchtet. Das Glück der neuen Produktion liegt aber auch im sängerischen Niveau, mit dem sich die weiteren Protagonisten der Titelheldin anschliessen. Bellinis Partitur bietet parallele Passagen in den Duetten und Terzetten genug, die das unmittelbar erleben lassen.

Gefährliche Liebschaften

Gesang und Drama mit Leib und Seele. Mit Alessandra Volpes jugendlich schlankem und glühend intensivem Mezzosopran für Adalgisa herrscht in den beiden Duetten mit Norma alle Fülle des Wohlklangs, die man sich nur wünschen kann. Den Duettpartner der beiden Frauen und Terzettpartner zwischen ihnen stattet Martin Muehle mit grosser tenoraler Strahlkraft und sinnlichem Timbre aus, ein in seiner Pathetik viril überzeugender Eroberer.

Wo der Regisseur Nicola Berloffa in der musikalischen Verve dieser Figur zynische Distanziertheit heraushört, als ob Bellini die «Gefährlichen Liebschaften» vertont hätte, ist eines der Rätsel der Inszenierung. Wie der «Norma»-Marsch zur Begräbniszeremonie



«Casta Diva» – Norma (Yolanda Auyanet) vollzieht den Ritus im Dienst der Mondgöttin.

Iko Freese

passt, ist ein anderes. Die sich auf der Grabplatte wälzende Adalgisa und weitere irritierende Momente der Personenführung schliessen sich an. Und warum hat der junge Levente Páll zu seinem

markigen Bass nicht auch eine altersgerechte Maske für seine Rolle als Oberpriester und Vater Normas erhalten?

Man mag über solches hinwegsehen, weil die Inszenierung, be-

sonders in den Frauenszenen, auch ihre atmosphärisch intensiven Momente besitzt und weil hochgradige musikalische Stimmigkeit für sich spricht: Giam-paolo Bisanti am Pult sorgt für

einen durchsichtigen und flüssigen Orchesterklang, für flexibles, in den Übergängen feinstauriertes Begleiten, präzise Chöre und Bühnenmusik und somit für eine überaus glückliche Begegnung mit Bellinis Meisterwerk.

Gegensätzliche Richtungen

Der Zufall wollte, dass «Norma» am selben Abend auch im Luzerner Theater Premiere hatte und – so viel zeigen die Bilder – in einer ganz anderen Ästhetik: Norma als Gestalt mit riesigem Gefieder in Schwarz und Weiss, ein Folterraum mit blutiger Schürze ... Was sich die Regisseurin Nadja Loschky wohl ausgedacht hat?

Regietheaterneugier weist nach Luzern, das bewährte Regiekonzept, das die Handlung in die Entstehungszeit der Oper verlegt, nach St. Gallen. Dafür hat Andrea Belli eine stimmungsvolle Kulisse mit zerschlossener Palazzo-Fassade geschaffen und Valeria Donata Bettella die schönen Kostüme. Das historische Setting ist aber nicht nur schön, sondern verankert die Oper im konkreten politischen Umfeld. Das mag den Sinnhorizont der Oper auch einengen, ist aber erhellend und wirkungsvoll. *Herbert Büttiker*